

Sonderdruck aus  
Osnabrücker Jahrbuch  
Frieden und Wissenschaft  
19 / 2012

Veröffentlichung des Universitätsverlags Osnabrück bei V&R unipress

# Osnabrücker Jahrbuch Frieden und Wissenschaft 19 / 2012

Schwerpunktthema:

Globale Herausforderungen  
für Europa

- OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2011
- MUSICA PRO PACE 2011
- BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der  
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der  
Universität Osnabrück

V&R unipress

### *Wissenschaftlicher Rat der Osnabrücker Friedensgespräche 2011-2012*

Prof. Dr. Roland Czada, Politikwissenschaft, Universität Osnabrück (Vorsitz)  
Hans-Jürgen Fip, Oberbürgermeister a.D. (Ehrenmitglied)  
Prof. em. Dr. Wulf Gaertner, Volkswirtschaftslehre, Universität Osnabrück  
apl. Prof. Dr. Stefan Hanheide, Musikwissenschaft, Universität Osnabrück  
Prof. em. Dr. Reinhold Mokrosch, Evangelische Theologie, Universität Osnabrück  
Prof. Dr. Alrun Niehage, Ökotropologie, Hochschule Osnabrück  
Prof. Dr. Arnulf von Scheliha, Evangelische Theologie, Universität Osnabrück  
Prof. Dr. Ulrich Schneckener, Politikwissenschaft, Universität Osnabrück  
Prof. em. Dr. György Széll, Soziologie, Universität Osnabrück  
Prof. Dr. Bülent Ucar, Islamische Religionspädagogik, Universität Osnabrück  
Prof. Dr. Thomas Vogtherr, Geschichtswissenschaft, Universität Osnabrück  
Prof. em. Dr. Albrecht Weber, Rechtswissenschaft, Universität Osnabrück  
Prof. Dr. Siegrid Westphal, Geschichtswissenschaft, Universität Osnabrück  
Prof. em. Dr. Tilman Westphalen, Anglistik, Universität Osnabrück  
Dr. Henning Buck (Geschäftsführung)

*Verantwortlicher Redakteur:* Dr. Henning Buck

*Redaktionelle Mitarbeit:* Joachim Herrmann, Gabriele Parlmeyer,

Dr. Michael Pittwald, Jutta Tiemeyer

*Einband:* Tefvik Göktepe unter Verwendung eines Fotos von Jonathan Rashad:  
»Rainbow on wall of Interior Ministry«, Graffiti von Omar Zeftawi, Kairo.

*Wir danken für freundliche Unterstützung der Osnabrücker Friedensgespräche durch:*

- die Oldenburgische Landesbank AG
- die Stadtwerke Osnabrück AG
- den Förderkreis Osnabrücker Friedensgespräche e.V.

*Redaktionsanschrift:* Osnabrücker Friedensgespräche

Universität Osnabrück, Neuer Graben 19 / 21, D-49069 Osnabrück

Tel.: + 49 (0) 541 969 4668, Fax: + 49 (0) 541 969 14668

E-mail: [ofg@uni-osnabrueck.de](mailto:ofg@uni-osnabrueck.de) – Internet: [www.friedensgespraeche.de](http://www.friedensgespraeche.de)

Die Deutsche Nationalbibliothek – Bibliografische Information: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Aufl. 2012

© 2012 Göttingen, V&R unipress GmbH mit Universitätsverlag Osnabrück.

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany: Hubert & Co., Göttingen.

Gedruckt auf säurefreiem, total chlorfrei gebleichtem Werkdruckpapier; alterungsbeständig.

ISBN: 978-3-8471-0061-4

ISSN: 0948-194-X

# Inhalt

Vorwort der Herausgeber . . . . .	7
Editorial . . . . .	9

## I. OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2011

<i>Männlichkeit, Ehre und Gewalt</i> Mit Ute Frevert, Gunnar Heinsohn und Yilmaz Atmaca . . . . .	17
<i>Afrika – Neue Wege zu nachhaltigem Wohlstand, Frieden und Demokratie?</i> Mit Neville Alexander und Klaus Töpfer . . . . .	39
<i>Umbrüche in Ägypten und der arabischen Welt</i> Mit Helga Baumgarten, Cilja Harders und Taoufik Ben Amara . . . . .	63
<i>Genug Brot für die Welt? Bevölkerungswachstum, Klimawandel und Ernährungskrise</i> Mit Bärbel Dieckmann, Uschi Eid und Jochen Flasbarth . . . . .	87
<i>Europa sieht Deutschland: Polen und Deutsche in zwei Jahrzehnten neuer Freiheit</i> Von Irena Lipowicz . . . . .	115
<i>Idee und Realität Europas</i> Von Roman Herzog . . . . .	125

**II. MUSICA PRO PACE –  
KONZERT ZUM OSNABRÜCKER FRIEDENSTAG 2011**

- Stefan Hanheide, Osnabrück  
*Musikalische Abbilder gesellschaftlicher Wirklichkeit.  
Zu Karl Amadeus Hartmanns 1. Symphonie (1935-36 / 1954-55)  
und Anton Bruckners Messe e-Moll (1866)* . . . . . 137

**III. BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG**

- Julian Nida-Rümelin, München  
*Plädoyer für eine radikale Neuordnung der europäischen  
Institutionen* . . . . . 147

- Henrik Uterwedde, Ludwigsburg / Osnabrück  
*Ein Europa, zwei Visionen? Deutsche und französische Leitbilder  
der europäischen Wirtschafts- und Währungsunion* . . . . . 153

- Ulrich Jan Schröder, Münster  
*Staatlichkeit ist kein Schicksal. Der deutsche Staat zwischen  
Schicksals-, Werte- und Rechtsgemeinschaft* . . . . . 167

- Rauf Ceylan, Osnabrück  
*Fundamentalismus, Islamismus und Dschihadismus als  
antimodernistische Gegenentwürfe* . . . . . 181

- Roland Czada, Osnabrück  
*Sehnsucht nach Azania. Neville Alexanders Leben und Werk  
für ein anti-rassistisches Südafrika. Ein Nachruf* . . . . . 193

**IV. ANHANG**

- Referentinnen und Referenten, Autorinnen und Autoren . . . . . 205  
Abbildungsnachweis . . . . . 211



Bundesminister a.D. Klaus Töpfer in der Aula der Universität

## Afrika – Neue Wege zu nachhaltigem Wohlstand, Frieden und Demokratie?

Podiumsveranstaltung in der Aula der Universität  
am 4. Mai 2011

*Prof. Dr. Neville Alexander*

Universität Kapstadt,  
Gastprofessor ›Frieden und  
globale Gerechtigkeit‹ an der  
Universität Osnabrück

*Prof. Dr. Klaus Töpfer*

Exekutiv-Direktor des Instituts für  
Klima, Erdsystem und Nachhaltig-  
keit (IASS), Potsdam

*Prof. Dr. Roland Czada*

Universität Osnabrück –  
Gesprächsleitung

*Roland Czada:* In Zeiten des Internets ist sehr einfach zu überblicken, was die Zeitungen der Welt über Afrika berichten. In der englischen Presse findet man dieser Tage u.a. die Meldung: »*Germany trials Ruanda rebels for Kongo massakers*«. Berichtet wird von der Anklage gegen einen in Mannheim lebenden Ruander, der per SMS den Bürgerkrieg im Kongo mit angeführt hat. Einer anderen Nachricht zufolge haben in Uganda 300 Rechtsanwälte gegen die Niederschlagung von Protesten in der Hauptstadt Kampala durch die Regierung protestiert. Dort hatte es 16 Tote und Hunderte von Verletzten gegeben. Von ähnlichen Protesten und Konfrontationen zwischen Regierung und Demonstranten in anderen Ländern ist zu lesen, natürlich auch in Nordafrika. Eine weitere Meldung berichtet über den Beginn des Weltwirtschaftsforums für Afrika in Kapstadt.

Die deutsche Presse bevorzugt andere Themen: Die erste, im *Web* am meisten angeklickte Meldung präsentiert ›*Miss West Africa*‹ und berichtet von Misswahlen in Afrika. An zweiter Stelle rangiert das Thema Bevölkerungswachstum unter der Schlagzeile: »Bald leben 10 Milliarden Menschen auf der Erde. Vor allem Afrikas Population wird sich verdreifachen.«



chen«. Das nächste große Thema ist ein Erdwärmekraftwerk in Kenia mit 280 Megawatt, das u.a. mit Mitteln der deutschen Kreditanstalt für Wiederaufbau finanziert wurde. Ferner folgen Neuigkeiten zu *Christoph Schlingensiefels* Operndorfprojekt in Burkina Faso, über afrikanische Musik in Norwegen und eine Geschichte um *Ernest Hemingway*. Schließlich noch dies: Der Verein ›Tierärzte ohne Grenzen‹ kündigt eine Spende an: Heute gaben mehr als 1.000 Tierärzte in Deutschland die Hälfte ihrer Impfentnahmen an die Hilfsaktion ›Impfen für Afrika‹.

Die internationale Presse, das fällt auf, berichtet vorrangig über Gewalt und Konflikte in Afrika. Diesen Schwerpunkt wird sicher auch unser heutiges Friedensgespräch haben. Aber uns interessieren auch Anzeichen von Hoffnung, die man in Afrika entdecken kann, sei es im erwähnten Bau eines Erdwärmekraftwerks oder in der Meldung über eine neue Verfassungsdiskussion in Nigeria und den Aufbau demokratischer Institutionen dort. Auch das ist Afrika, und die Bandbreite einschlägiger Themen wird sich auch in den Statements unserer Podiumsgäste wiederfinden, wobei wir Herrn Alexander bitten, den Anfang zu machen.

*Neville Alexander*: Ich gehe davon aus, dass sich ein deutsches Publikum in erster Linie für das Thema ›Neue Wege zu nachhaltigem Wohlstand, Frieden und Demokratie in Afrika‹ interessiert, weil Afrika als Kontinent in den Medien so oft als etwas Rätselhaftes, Unverständliches dargestellt wird. Man hofft also darauf, dass zwei Personen, die sich in der Sache auskennen, von ihren unterschiedlichen Standorten – wenn auch nur andeutungsweise – sinnvolle Perspektiven präsentieren werden. Viele von Ihnen haben sicher mehr fachbezogene oder auch ganz andere, beispielsweise familiäre Interessen. Ich hoffe, dass mein Beitrag und die Diskussion nachher Ihnen allen etwas bringen werden.

Hinsichtlich des Themas möchte ich schwerpunktmäßig kurz auf drei Fragen eingehen, und zwar auf:

- das Wesen der modernen afrikanischen Eliten und ihre Beziehungen zur Weltwirtschaft;
- den Wiederaufbau der Gemeinschaften in den Städten und auf dem Lande auf der Basis neuer Wertesysteme, die auf dem Wege nationaler, demokratischer Dialoge (in Südafrika nennen wir das *Indaba*) identifiziert und akzeptiert werden; und
- die zentrale Bedeutung eines auf Muttersprachen basierten bilingualen oder multilingualen Bildungssystems für die wirtschaftliche, kulturelle und allgemeine gesellschaftliche Entwicklung Afrikas.

Obwohl ich selbstverständlich auf kurzfristig mögliche Interventionen hinweisen werde, ist es meines Erachtens klar, dass wir uns bei der Diskus-

sion dieser Thematik notwendigerweise mit längerfristigen Strategien befasst werden.

Fangen wir beim Begriff ›Entwicklung‹ an. *Paulin Djité*, ein Sprachsoziologe, Übersetzer und Wirtschaftswissenschaftler aus *Côte d'Ivoire*, der Elfenbeinküste, der zurzeit in Australien lebt, hat ein sehr interessantes Buch mit dem Titel *The Sociolinguistics of Development in Africa* veröffentlicht, aus dem ich zitieren möchte:

»Es wird heute allgemein angenommen, dass der Mensch in den Mittelpunkt des Entwicklungsgedankens gerückt werden soll, weil ›Entwicklung‹ immer mehr ist als allgemeine Verbesserung des menschlichen Lebens, inklusive des materiellen Wohls der Mehrheit der Menschen hinsichtlich sicherer Lebensmittelvorräte, Trinkwasser, sanitärer Anlagen, Krankenversorgung, Erziehung und Lebenserwartung. Die menschliche Entwicklung kann man als die Ermöglichung von Chancen und Kompetenzen von Menschen, ein gesundes, bedeutungsvolles und erfülltes Leben zu führen, begreifen. Der Begriff ›Entwicklung‹ bezieht sich also nicht nur auf wirtschaftliche, sondern auch auf gesellschaftliche und institutionelle Aspekte des Lebens. Er erfasst gesellschaftliche Verhaltensweisen, Glaubensbekenntnisse, moralische Werte, auch Sprache.«<sup>1</sup>

Aus dieser Sicht haben fast alle postkolonialen afrikanischen Regierungen in Bezug auf den engeren, rein wirtschaftlich konzipierten wie auch auf den umfassenderen Begriff der Entwicklung kläglich versagt. Obwohl die Kausalität sehr kompliziert ist, möchte ich behaupten, dass dies hauptsächlich auf zwei miteinander eng verbundene Phänomene zurückgeht. Mit nur wenigen und vorübergehenden Ausnahmen vertreten und fördern die mit diesen Regierungen verbundenen gesellschaftlichen Eliten nachweisbar das nationale Interesse *nicht*. Stattdessen werden eigene Interessen und zum Teil – verständlicherweise, wenn man gewisse kulturelle Zwänge berücksichtigt – allein Sippen- oder ethnische Interessen gefördert – daraus folgen Korruption, Nepotismus und so weiter. Obwohl es keineswegs ein rein afrikanisches Phänomen ist, wird diese sogenannte ›Kultur‹, dieser Habitus, mit dem Begriff der ›Großen Männer Afrikas‹ assoziiert. Oft nehmen sie, gelinde gesagt, groteske Formen an. Wer kann einen *Idi Amin*, einen *Omar Bongo* oder einen *Mobutu Sese Seko* vergessen? Und es gibt so viele andere, die man auflisten könnte. Was mir als Südafrikaner und ehemaligem Häftling auf *Robben Island* sehr peinlich ist, ist der Gedanke, dass auch Präsident *Zuma* sich anscheinend auf diesen Weg begeben hat. Ich kann nur hoffen, dass ich Unrecht habe.

Das Ziel des sogenannten Entwicklungsstaates (*developmental state*), das oft von afrikanischen Politikern als ein in Asien erfolgreich angewandtes Modell zitiert wird, ist nirgendwo auf Dauer durchgesetzt worden. Es setzt voraus, dass der Staat durch die führenden Schichten der Gesellschaft die Wirtschaft im Sinne des nationalen Interesses in bestimmten Bahnen lenkt und hält und dass diese Politik durch eine kompetente, disziplinierte Bürokratie auf voraussagbare Weise in die Praxis umgesetzt wird. Diese Bedingungen sind in nur wenigen postkolonialen afrikanischen Staaten realisiert worden.<sup>2</sup>

Weil die afrikanischen Staaten auf dem Weg der kolonialen Eroberung in die moderne kapitalistische Weltwirtschaft integriert worden sind, werden ihre Führungseliten, wenn sie nicht beiseitegeschoben oder gar gestürzt werden wollen, letzten Endes zu kooptierten Funktionären der großen transnationalen Unternehmen, die den Kern ihrer modernen Wirtschaft beherrschen. Man hört das nicht gern im Westen, aber wenn man den Werdegang des postkolonialen Afrika näher betrachtet, fällt es schwer, eine andere Schlussfolgerung zu ziehen. Vor drei Jahren, in einer Rede, die sich mit der Problematik der NEPAD-Strategie (NEPAD = *New Economic Program for African Development*) der damaligen Mbeki-Regierung in Afrika befasste, hatte ich folgendes behauptet:

»Die Tatsache, dass die Führung des ANC (*African National Congress*) zusammen mit ihren Verbündeten in Algerien, Nigeria, dem Senegal und anderswo die neoliberale Wirtschaftsorthodoxie des *Washingtoner Konsenses* als einen Bezugsrahmen für die Förderung und Verwirklichung von NEPAD angenommen haben, bedeutet nichts anderes, als dass sie nur den Eliten nützen wird, wenn sie überhaupt funktioniert. Die große Mehrheit der städtischen und ländlichen Armen wird außen vor bleiben und verzweifelt versuchen, sich in einer fremden und feindlichen Welt durchzuschlagen. Die meisten der kenntnisreicheren Gelehrten afrikanischer Angelegenheiten sind diesbezüglich äußerst pessimistisch und skeptisch.«<sup>3</sup>

Ich glaube nicht, dass ich diese Einschätzung der Lage zurücknehmen muss, obwohl die Anwesenheit von Ländern vor allem wie *China* auf der afrikanischen Bühne eine bemerkbare Verschiebung im Kräftegleichgewicht hervorgebracht hat, weil sie einigen dieser Staaten etwas mehr politischen Spielraum verschafft hat.

Heißt das, dass wir diesem Tatbestand machtlos gegenüberstehen, dass wir zur Besserung der Lage überhaupt nichts tun können? Die Antwort auf diese Frage heißt ganz selbstverständlich NEIN! Der Mensch kann immer etwas tun; es gibt immer eine Alternative. Die TINA (There Is No Alterna-

tive)-Doktrin von *Margaret Thatcher* und *Ronald Reagan* gehört schon zur Geschichte des letzten Jahrhunderts.

Wir können und sollen bei aller Kritik meines Erachtens die afrikanischen und anderen Führer des Südens unterstützen, wenn sie versuchen, die Architektur der Weltregierung in Bezug auf globale Institutionen wie die UNO, die Weltbank, den Internationalen Währungsfonds (IMF), die Welthandelsorganisation (WTO) und andere zugunsten der Völker des Südens zu ändern. Auf dieser Ebene wird alles sehr langsam vor sich gehen, und es ist schon klar, dass eine solche Umstrukturierung der Weltregierung gar nicht automatisch dazu führen wird, dass die armen Menschen in den Städten und auf dem Lande in Afrika die Nutznießer werden. Trotzdem ist dies ein Schritt in die richtige Richtung und, wie ich schon angedeutet habe, ist es durchaus möglich, dass der Auftritt der neuen Wirtschaftsmächte, insbesondere China, Indien, Indonesien und Brasilien, den Prozess erheblich beschleunigen wird.

Obwohl Interventionen, die nicht von oben erfolgen, sondern auf einem niedrigeren Niveau beginnen, nur *langfristige* Ergebnisse erwarten lassen, ist die Hoffnung auf Erfolg gerechtfertigt. Wir leben heute in einer Welt, die sich nur ganz wenige Menschen vor 1970 so hätten vorstellen können. Grundsätzliche Prinzipien, wie zum Beispiel gerechte Verteilung des Sozialprodukts, gelten oder sollen selbstverständlich noch gelten, aber bei den



Neville Alexander

Revolutionen in der Technologie und des Kommunikationswesens, der Implosion der Sowjetunion und der zum Teil daraus folgenden Hegemonie der neoliberalen Ideologie und des Konsumdenkens, muss all das nicht nur neu gedacht, sondern vor allem auch in einer neuen Sprache dargelegt werden. Diese Sprache muss von der ökologisch bedingten Notwendigkeit des *Suffizienzprinzips*, wie es etwa von *André Gorz* erläutert wird, geprägt werden, damit der Mensch endlich dazu gebracht werden kann, sich als integraler Bestandteil und nicht als vermeintlicher Herr der Natur zu verstehen.

Ich glaube, dass es keineswegs aussichtslos wäre, gegenüber den Führungseliten der Welt und Afrikas darauf zu bestehen, dass sie mittels einer neuen Bildungspolitik und selbstverständlich auch der Wirtschaftspolitik gerechtere Bedingungen und neue Werte herbeiführen bzw. einpflanzen sollten. Und auf jeden Fall soll auf dieser Ebene für Demokratie, Transparenz und *good governance* oder besser: *democratic governance* gekämpft und mobilisiert werden. Aber wie ich schon angedeutet habe, können wir annehmen, dass solche Versuche nur dürftige Erfolge haben werden.

Wir können aber versuchen – und ich bin der Meinung, dass wir es sollten –, in den Städten und auf dem Lande bestehende und sich neu entwickelnde Gemeinschaftsorganisationen und -praktiken mit diesen Wertesystemen und *Fair-Trade*-Idealen zu beseelen und diese quasi einzuimpfen. Wir befinden uns, wie schon gesagt, nicht nur am Anfang eines neuen Jahrtausends, sondern in der Tat am Anfang eines neuen Zeitalters, das vom Wissen um die Grenzen der menschlichen Vernunft und vor allem von der sich ausbreitenden Erkenntnis unserer integralen Verflechtung mit der Natur gekennzeichnet wird. Diese neue Rationalität kann sich nur *von unten*, auf einer nachhaltigen Basis, herausbilden, und es ist meines Erachtens die Aufgabe von all denen, die dies verstanden haben – einschließlich der Intellektuellen und der Universitäten –, diese Mission, diesen neuen Aufklärungsauftrag, mit ›Sendungsbewusstsein‹ systematisch zu fördern. Kurz gesagt: wer so denkt und so handelt, denkt und handelt im Sinne des Zeitgeistes des neuen Millenniums!

Schon gibt es in Afrika einige vielversprechende Knospen dieser Art, die unter günstigen Bedingungen aufblühen könnten. Ich beziehe mich hier beispielsweise auf die *genossenschaftlichen Bewegungen* auf dem Lande vor allem in Ostafrika und im südlichem Afrika, auf *Kooperativen*, die vor allem von Frauen in den Großstädten organisiert werden, auf die Gründung und leidenschaftliche Förderung von *Leseclubs* für Kinder und selbstverständlich auch auf das Potenzial des sogenannten *informellen Sektors*, wo sich der Unternehmungsgeist Afrikas – aus Verzweiflung! – konzentriert. In solchen Kreisen und auf diesen Gebieten, die zugegebenermaßen zurzeit am Rande der Gesellschaft angesiedelt sind, lassen sich

die Räume schaffen, in denen eine neue Rationalität, ein Humanismus des 21. Jahrhunderts, ein *ubuntu*, wie wir das in Südafrika nennen, sich entfalten könnte.

Zum Schluss noch einige Gedanken in Bezug auf eine der zentralen, aber weitgehend verschwiegenen Angelegenheiten des afrikanischen Kontinents: Ich behaupte, dass neben der kolonialen Erbschaft einer untergeordneten Stellung in der internationalen Arbeitsteilung, wodurch die meisten afrikanischen Länder zu bloßen auszubeutenden Rohstoffquellen degradiert werden, der Hauptgrund für die sich fortschleppende Rückständigkeit Afrikas die Tatsache ist, dass in keinem postkolonialen afrikanischen Staat bisher ein *auf den Muttersprachen der Schulkinder und der Studierenden basiertes Bildungssystem* verwirklicht worden ist. Das hört sich banal an, aber es ist eine ganz tiefgehende Wahrheit. Hier werde ich nur einige der wichtigsten Punkte nennen:

- Fast alle bestehenden Bildungssysteme in Afrika basieren auf Fremdsprachen europäischer Herkunft, nämlich Englisch, Französisch, Portugiesisch und Spanisch. Allein im Falle von *Afrikaans* stimmt das nicht, aber auch diese außerordentlich erfolgreiche Unterabteilung des südafrikanischen Bildungssystems wird törichterweise untergraben.
- Davon profitieren – mit wenigen Ausnahmen unter den Kindern der ärmeren Schichten der jeweiligen Bevölkerung – nur die Kinder der Mittelklasse und jener Eliten, in deren familiärer Umgebung die kulturellen und wirtschaftlichen Voraussetzungen für das Erlernen dieser Fremdsprachen und der Alphabetisierung existieren. Oft werden ihre Kinder sogar in renommierten Schulen in den ehemaligen sogenannten ›Mutterländern‹ eingeschult, und die meisten machen ihr Universitätsstudium in Europa. Ich selbst war eine dieser Ausnahmen, denn auch ich habe mein Studium in Tübingen absolviert.
- Mit wenigen experimentellen Ausnahmen, hauptsächlich in Äthiopien, Südafrika und Tansania, wird nach der dritten Klasse keine afrikanische Sprache als Unterrichtssprache gebraucht. Das heißt, *de facto* gibt es nirgendwo in Afrika einen auf der Muttersprache beruhenden Unterricht. Den Lehrkräften wird an den Universitäten und in den pädagogischen Hochschulen in der jeweiligen europäischen Sprache ihr Beruf beigebracht. Folglich beherrschen sie den Disziplin diskurs in keiner afrikanischen Sprache und aus ganz verständlichen Gründen auch nur schwerlich in der relevanten europäischen Sprache. *Ali Mazrui* und *Alamin Mazrui* erklären in ihrem sehr interessanten Buch *Die Macht Babylons*, dass ein afrikanischer Fachmann oder eine Fachfrau, der oder die keine europäische Sprache verwendet, eine »soziolinguistische Unmöglichkeit« sei! Die bremsende Wirkung dieses Tatbestandes auf

die Spontaneität, die schöpferische Kraft, das Selbstvertrauen und das Selbstbild der Afrikaner überhaupt kann man sich ausmalen.<sup>4</sup>

- Warum geschieht das, wo es doch so klar ist, dass das jeweilige Volk in allen Dimensionen des gesellschaftlichen Lebens durch diese Sprachpolitik notwendigerweise stagniert und entmachtet wird? Hier kann ich wegen der Zeitnot die Ursachen dieser Politik nicht weiter besprechen. Fest steht aber, dass die Eliteschichten Afrikas, weil sie der jeweiligen europäischen Sprache genügend mächtig sind, dies für sich als ›kulturelles Kapital‹ (nach *Bourdieu*) benutzen, ob sie sich dessen bewusst sind oder nicht.
- Ich möchte abschließen, indem ich sage: Weil die Sprachen der ehemaligen Kolonialmächte ein nicht wegzudenkender Bestandteil der sprachlichen Landschaft Afrikas geworden sind und weil sie in absehbarer Zeit die Sprachen der wirtschaftlichen, politischen und zum Teil der kulturellen Macht bleiben werden, befürworten wir heute – auch in der Afrikanischen Akademie der Sprachen, die Sprachplanungsorganisation der Afrikanischen Union (ACALAN) – ein auf der Muttersprache basiertes *bilinguales* oder *multilinguales* Bildungssystem, damit unsere Kinder ihre Muttersprachen und auch die internationalen Sprachen so gut wie möglich erlernen können. Somit, das meinen wir, werden sie nicht nur für die nationalen Gesellschaften, sondern darüber hinaus als Weltbürger und Weltbürgerinnen besser ausgestattet sein.

*Klaus Töpfer:* Nach dieser hervorragenden Einführungsrede kann ich mich auf ergänzende Bemerkungen konzentrieren, die das Gesagte aufgreifen und vielleicht noch erweitern. Ich habe als Direktor des UN-Umweltprogramms (UNEP) acht Jahre lang in Afrika meinen Hauptdienstsitz gehabt, in Nairobi, Kenia, in der Mitte Afrikas, Sub-Sahara. Ich kam aus ›ungekündigter Stellung‹ in Deutschland, als Minister und Bundestagsabgeordneter, recht unvermittelt in der Mitte Afrikas an. Vieles Unbekannte begegnete mir hier. Ich musste lernen, vieles mit anderen Augen zu sehen. Neben vielen neuen Alltagsbeobachtungen fiel mir z.B. auf, dass der Vizepräsident von Kenia exakt den gleichen Namen trug wie der Vizepräsident des benachbarten Landes Uganda. Geht man dem nach, erfährt man, dass die von den Kolonialmächten gezogene Grenze einen heute in beiden Staaten vertretenen Stamm zweiteilte. Das zeigt, welches Erbe diese Zeit immer noch bedeuten kann. Die Grenzen sind hier nicht historisch gewachsen, und das beleuchtet stark die Konflikte zwischen diesen Nationen und innerhalb ihrer Staatsgebiete. Nach der letzten Wahl in Kenia im Jahr 2007 entwickelten sich bürgerkriegsähnliche Zustände, die sogar zu Anklagen vor dem Haager Gerichtshof führten. Den Konflikten lag eine

Auseinandersetzung innerhalb Kenias über die Stammeszugehörigkeit zugrunde. Lange Jahre hindurch war der Stamm der Kikuyu, zu dem Ministerpräsident *Jomo Kenyatta* und seine Nachfolger gehörten, aus Sicht der übrigen Stämme beherrschend gewesen. Nachdem die Kikuyu ihre Bevölkerungsmajorität an den Stamm der Luo verloren hatten und aus den Wahlen ein Luo als Gewinner hervorging und Präsident werden sollte, kam es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen.

Solche überkommenen Stammesloyalitäten haben eine große Eigen-dynamik, die bis in die Sprachen und Identitäten hineinreicht.

UNEP hat in Kenia eine Untersuchung über bestehende Zusammenhänge zwischen Biodiversität und kultureller Diversität durchgeführt. Als Indikator für kulturelle Identität wurde dabei die Zahl der Sprachen herangezogen und schließlich festgestellt, dass es eine enge Korrelation zwischen der Vielfalt biologischer Arten und der kulturellen Diversität der Menschen gibt.



Klaus Töpfer

Wo letztere zurückgeht, geht auch die natürliche Diversität zurück, und es gibt einen doppelten Qualitätsverlust. Historische ›Erbschaften‹, deren Auswirkungen bis in die jüngste Zeit reichen, sind also ausschlaggebend für viele Schwierigkeiten. Nun könnte man meinen, dass es kaum einen Kontinent gibt, der so reich gesegnet ist mit natürlichen Ressourcen wie Afrika, das alle Ressourcen hat – von Erdöl und anderen Energieträgern bis hin zu allen Edelmetallen und den Ressourcen der Wälder; darauf aufbauend müsste es doch dort eine große wirtschaftliche Dynamik geben und Armut dürfte ein fast vergessener Begriff sein.

Die afrikanische Entwicklungsbank veröffentlichte 2009 im Rahmen ihres Jahresberichts eine Studie, in der vier Gruppen von Ländern in Afrika verglichen werden:



- Länder, die viele natürliche Ressourcen haben und am Meer liegen,
- Länder, die viele Ressourcen haben und *Binnenländer* sind,
- Länder ohne Ressourcen, die am Meer liegen und
- Binnenländer, ›*landlocked developing countries*‹, ohne Ressourcen.

Das klare Ergebnis war: Die mit Abstand beste Entwicklung haben überraschenderweise die Länder mit Zugang zum Meer, aber *ohne* nennenswerte Ressourcen vollzogen.

Man spricht auch von einem *Ressourcenfluch*: Denn erst das Vorhandensein von Ressourcen lässt Spannungen aufkommen, die aus der Konkurrenz um den Zugang zu Ressourcen entstehen. Was bei uns über ›Bürgerkriege in Afrika‹ berichtet wird, hat seinen Anlass fast überall darin, dass durch ausländische Interessen implizierte Unterschiede in Bezug auf den Zugang zu Ressourcen konflikträftig wurden. Wo es innerhalb der Staaten Afrikas viele Streitigkeiten gibt, handelt es sich durchweg um ein sehr ressourcenreiches Land. Deshalb ist es z.B. für den Kongo, ein riesiges Land mit allen Ressourcen, die man sich vorstellen kann, sehr schwer, einmal ein wirklich befriedetes Land zu werden. Und die Europäer müssen sich fragen, welchen Anteil an dieser Situation sie zu verantworten haben. Mich ärgert es sehr, immer wieder zu hören, dort herrschten eben Korruption und Bestechlichkeit! Man darf nicht vergessen, dass dort, wo jemand bestochen wird, auch einer ist, der besticht. Das kann man an vielen Stellen zurückverfolgen. Jedenfalls trägt Korruption ganz erheblich dazu bei, dass die Ressourcen als ein Fluch angesehen werden können.

Ein weiterer Punkt: Afrika ist bis in die Gegenwart hinein immer wieder als ›Hinterhof‹ der Europäer verstanden worden. Das reicht so weit, dass wir uns angewöhnt haben, an vielen Orten Afrikas etwas zu tun, was bei uns ein Problem darstellt – Abfälle zu beseitigen etwa. Vielerorts in Afrika sind z.B. in gänzlich unverantwortlicher Weise nicht mehr nutzbare Pflanzengifte wie Pestizide und Herbizide abgelagert worden. Man hat sie dorthin exportiert, kurz bevor das Verwendungsdatum ablief, weil man sie sonst bei uns zu Hause für teures Geld hätte entsorgen müssen. Das Ergebnis sind teils massive toxische Belastungen des ohnehin als extrem begrenzte Ressource anzusehenden Grundwassers, sodass große Gefahren für die Gesundheit der Bevölkerung entstanden. In einem Fall wurden giftige Abfallstoffe von Rotterdam über Estland nach Côte d’Ivoire verschifft und dort angelandet. Die Fracht schädigte Tausende von Menschen in ihrer Gesundheit massiv, es gab zahlreiche Todesopfer. Solche Vorfälle werden bei uns oft gar nicht zur Kenntnis genommen. Wir müssen aber die Tatsache anerkennen, dass wir in den ›hoch entwickelten‹ Ländern einen Teil der Kosten unseres Wohlstandes genau auf die Ärmsten der Armen

abwälzen. Das ist weniger eine Anklage als vielmehr eine Analyse, die es erlaubt, die richtigen Maßnahmen zu ergreifen.

Wer glaubt, wir würden dort aus reiner Menschlichkeit Hilfe leisten, dem muss ich sagen: Wir leisten Hilfe vor allem als Gegenleistung zu den Leistungen, die die Afrikaner und andere für uns erbringen und damit unseren Wohlstand subventionieren. Dazu zählen auch unsere CO<sub>2</sub>-Emissionen, die wir in Form von Klimaveränderungen als Kosten auf andere abwälzen. Immer häufiger wird gefragt: Was sind noch Naturkatastrophen und welche Katastrophen sind menschengemacht? Hier sind gravierende Veränderungsprozesse im Gang, die ein Thema auf die Tagesordnung setzen, das viel intensiver verfolgt werden müsste.

Die Schwierigkeit, kulturelle Identitäten in Afrika zu bewahren, sind schon beschrieben worden, insbesondere die Sprachproblematik. Außerordentlich viele junge Afrikanerinnen und Afrikaner absolvieren in anderen Ländern ihr Studium. Aus meiner Sicht ist die Integrationskraft und Entwicklungsfähigkeit eines Landes umso besser, je höher der Prozentsatz junger Menschen ist, die zum Studium ins Ausland gehen und anschließend wieder zurückkehren. Wo junge Leute wiederkommen, um das im Ausland erworbene Wissen einzusetzen, kommt eine positive Entwicklungsdynamik in Gang. Kehren sie nicht zurück, wird sich die Qualität von Administration und Regierung eher verringern, jedenfalls nicht verbessern.

Mich ärgert allerdings auch, dass wir Europäer uns daran gewöhnt haben zu sagen: Unsere Bevölkerung geht zurück, wir können nicht mehr alle Arbeitsplätze besetzen, die wir haben, also brauchen wir gute Arbeitskräfte, die wir aus den Entwicklungsländern holen, damit unser Wohlstand weiter gesteigert wird. Durch diesen *brain drain*, das Abfließen qualifizierter Leute aus ihren Heimatländern, fehlen diese dort, um die heimischen Probleme zu lösen. Diese Erfahrung machen wir übrigens auch in Deutschland, wo nach der Wiedervereinigung vor 20 Jahren aus den neuen Bundesländern bis heute etwa zwei Millionen Menschen abgewandert sind.

Wir müssen bedenken, dass Entwicklung – in einem weitgefassten Verständnis – nicht auf die ökonomische Dimension begrenzt ist. Bisher ist es nicht gelungen, den ressourcenreichen Kontinent Afrika zu mehr zu machen als zu einem ressourcenexportierenden Kontinent. Eine *Wertschöpfungskette* findet man in Afrika kaum. Ganz konkret: die in einem Naturwald, einem Urwald, gefällten Bäume erzielen in Afrika nur den Preis des Rohmaterials, das zum Küstenort gebracht und von dort exportiert wird. Die Verarbeitung des Baumstammes geschieht bei uns oder anderswo in einem Industrieland. Die Furnierwerke, die Möbelwerke stehen hier. Alles, was die Wertschöpfung ermöglicht, was den Baum also wirklich wertvoll macht, ist nicht dort, sondern hier.

Ugandas Präsident *Museveni*, mit dem ich verschiedentlich zusammentraf, sprach mit mir über das Beispiel des Kaffees aus seinem Land: Sehen Sie, sagte er, wir sind ein Kaffee produzierendes Land. Bei uns wird Kaffee angebaut, solange der Klimawandel das zulässt. Aber wir erlösen für unsere Kaffeebohnen immer weniger. In London dagegen, wohin ich gelegentlich reise und in eines dieser Kaffeegeschäfte gehe, Starbucks oder so, wird der Kaffee permanent teurer. Wieso ist das so? Obwohl wir in Uganda Kaffeebohnen erzeugen, müssen wir uns das Fertigprodukt der Kaffeebohnen, die hier geerntet wurden, teuer zurückkaufen, klagte er.

Diese Austauschverhältnisse – ökonomisch *terms of trade* genannt – bedeuten tendenziell fallende Preise für das, was Afrika exportiert, und steigende Preise für das, was sie importieren müssen. Auch dadurch mehrte sich der Wohlstand in den Industrieländern. Das ist ein ungelöstes Problem. Hinzu kommt das scheinbare Paradox, dass wir Europäer ständig nach niedrigen Energiepreisen rufen, damit die Industrie hierbleibt und Arbeitsplätze schafft. Sobald wir diese aber nicht mehr besetzen können, weil wir nicht mehr so viele Menschen haben, sollen andere kommen, die besser in ihren Heimatländern bleiben sollten und dort Arbeitsplätze finden; so viel zur Ergänzung der Analyse von Professor Alexander.

*Roland Czada*: Wir haben gehört: Afrika ist ein sehr reicher Kontinent, reich durch seine Vielfalt, reich an Natur, Kultur, Menschen, Sprachen, aber dieser Reichtum wird nicht produktiv gemacht. Die Wertschöpfung findet woanders statt. Das ist übrigens nichts Neues, seit langem stehen die *terms of trade* in der Kritik. Sie kennzeichnen ein Ausbeutungssystem, das sich als ein Teufelskreis erweist:

Schaut man auf die Eliten, diejenigen, die im Ausland studieren, als Hoffnungsträger, so stellt man fest, dass sie nur zurückgehen, wenn sie erwarten können, dass es dort aufwärts geht, andernfalls bleiben sie im Ausland. Wie ist dieser Teufelskreis zu durchbrechen? Leider leistet auch die dortige Form von Staatlichkeit dabei wenig. In der Presse liest man gelegentlich den Begriff des ›Vampirstaats‹: Die afrikanischen Länder werden nicht nur vom Westen ausgebeutet, sondern auch von den eigenen Eliten, die, wenn sie mal an der Macht sind, das Land aussaugen – ob als Handlanger westlicher Konzerne oder auf eigene Rechnung, ist sekundär.

Wie schafft man in den Ländern dieses Kontinents ein gesellschaftliches Klima, das dazu führt, dass diejenigen, die als ›Humankapital‹ angesehen werden können, dieses Potenzial bei sich einsetzen und nicht nach Europa kommen wollen? Wir sehen es an den Außengrenzen der EU, dass viele Afrikaner nach Europa drängen und nicht in Afrika daran mitwirken wollen, ihr Land zu entwickeln, dort zu lernen, dort zu arbeiten, dort für eine bessere Zukunft zu sorgen.

Herr Töpfer, haben Sie einen Vorschlag, wie man die jungen, ausgebildeten Eliten nach Afrika zurückbringt oder dort hält und damit diesen Teufelskreis unterbricht, dass die, die etwas können, weggehen?

*Klaus Töpfer:* Wir haben lange den Fehler gemacht, zu glauben, *wir* müssten die Probleme Afrikas lösen. Erfolge werden sich nur einstellen, wenn sie aus Afrika selbst heraus entstehen. Der einzige Literatur-Nobelpreisträger Afrikas, der nigerianische Autor *Wole Soyinka*, hat bei seinem Besuch in der UNEP ein Gedicht mitgebracht, das in der Sprache seiner Heimat verfasst ist. Das zeigt, dass es sehr wohl einen eigenen Stolz gibt, der aus Afrika heraus eine Renaissance regionaler Identitäten antreibt. Das halte ich für sehr wichtig, ohne deswegen jede damit verbundene Änderung zu billigen; aber das kommt mir auch gar nicht zu, denn ich bin kein Afrikaner. Ich sehe, welche große Bedeutung gerade in Westafrika wieder die nationale Kleidung hat und wie in Ostafrika der Anschluss an die alte kulturelle Dimension der Stämme gesucht wird und so Gemeinsamkeiten entstehen. Ich freue mich, dass Kenia offenbar aus seiner dramatischen inneren Zerfleischung herauskommt, nicht von außen geleitet, sondern durch eine von den eigenen politischen Kräften gesuchte Verständigung. Wir Deutsche konnten nur dazu einladen, unser föderatives System als mögliches Modell für ein so von Stammesrivalitäten geprägtes Land zu studieren.

Es kommen dort vielversprechende Entwicklungsprozesse in Gang, das sehe ich durchaus. Auch wirtschaftliche Perspektiven stellen sich zunehmend klarer und breiter gefächert dar. Als Beispiel sei der Ausbau der Infrastruktur, insbesondere der Energieerzeugung, erwähnt. Armut ist zuallererst immer Energiearmut. Afrika ist im Kern bis heute ein ›Kontinent der Biomasse‹, in dem vor allem Naturholz, Abfallholz, Dung und anderes Brennbares zu finden ist. Das ist oft problematisch für die menschliche Gesundheit und zugleich eine Vergeudung von Möglichkeiten, denn die Energieausnutzung ist dabei sehr ineffizient. Auch die Europäer greifen ja wieder auf Biomasse zurück, erzielen aber inzwischen eine hohe Effizienz in der Nutzung von Biomasse. Kenia und der ganze ostafrikanische Bereich sind nun aber geologisch gekennzeichnet durch den Ostafrikanischen Grabenbruch, das *Rift Valley*, eine junge geologische Formation, die glänzend geeignet ist für Geothermie. Drei kommerziell betriebene Geothermiekraftwerke sind dort schon in Betrieb und geben ein Beispiel für Entwicklungsmöglichkeiten, die aus dieser Region herauskommen.

In Afrika finden wir schwerlich Verständnis für die Sorge, dass fossile Energieträger den Klimawandel befördern. Dort liegt die CO<sub>2</sub>-Emission pro Kopf und Jahr bei 0,4 Tonnen, während sie bei uns über 10 Tonnen beträgt. Aber der Hinweis auf die andauernde Abhängigkeit vom Import

fossiler Energieträger kann dazu beitragen, dass man auf die gegebenen Möglichkeiten aufmerksam wird. So kommt man auf Geothermie, auf Solarenergie und anderes. Nur: Wir sollten den Fehler vermeiden zu sagen, wir wüssten alles besser und wollten den Afrikanern sagen, wie es geht.

Hilfreich wäre die Gründung und Förderung von Berufsschulen, die Handwerker, Meister heranbilden. Berufsschulen werden dringend benötigt. Dieser Bedarf kommt von innen, aus konkreter Notwendigkeit heraus, nicht als Kopfgeburt von außen.

*Roland Czada:* Sie haben auch andere konkrete Vorschläge gemacht, Herr Töpfer: Föderalismus, also Änderung der politischen Systeme, der Verfassungen. Ich möchte aber zunächst Herrn Alexander nach der ›*African Renaissance*‹ fragen, der ›Wiedergeburt‹ Afrikas, die eine Rückbesinnung auf kulturelle Identitäten und Wurzeln in Afrika beinhaltet. In Uganda hat Präsident *Yoweri Museveni* die Königtümer wiedererstehen lassen, die Könige haben dort wieder eine Funktion erhalten.

Da stellen sich die Fragen: Ist die ›afrikanische Wiedergeburt‹ ein spezieller Weg in die Moderne? Oder ist das ein Weg zurück in traditionelle Herrschaftsformen? Was bedeutet eigentlich ›Modernisierung‹ in Afrika?

*Neville Alexander:* Wir sollten uns Afrika nicht als eine homogene Einheit vorstellen. Und wir sollten die richtigen Fragen identifizieren, um Klarheit über die Verhältnisse zu bekommen. Wir sollten uns aber auch darauf verständigen, dass es für die Aneignung der ›Moderne‹ in Afrika durch Afrikaner notwendig ist, zwischen Tradition – was auch immer die Tradition ist – und Moderne eine *Kontinuität* wiederherzustellen oder, wenn es sie gar nicht gegeben hat, eine Kontinuität beginnen zu lassen.

Was Europa betrifft, so ist es offensichtlich so, dass ›*Modernisierung*‹ sozusagen zur Tradition Europas geworden ist. Nun sind alle Traditionen bloße Erfindungen von Intellektuellen; sie werden aus den Fakten der Geschichte herauspräpariert, als wären sie materielle Tatsachen. Das sind sie nicht. Die Modernisierung Europas, von der seit der Zeit der Aufklärung gesprochen wird, ist erst zur allgemein akzeptierten Tradition Europas *geworden*. Diese ›Modernisierung‹ kam dann nach Afrika – vor allem in das Afrika südlich der Sahara – auf dem Wege der kolonialen Eroberung. Das darf man nicht vergessen. Darum ist es nötig, die Modernisierung zu ›afrikanisieren‹, und zwar möglichst weitgehend über die *Sprache*, und das heißt, nicht nur auf Englisch, Französisch oder Deutsch über moderne Technologie, moderne Konzepte, Begriffe usw. zu kommunizieren, sondern auch in den afrikanischen Sprachen. Erst dadurch eigne ich mir die Modernität an. Daraus folgen weitere Fragen: Was bedeutet ›intellektuelles Eigentum‹? Gehört die Moderne Europa oder der ganzen

Menschheit? Es wird einfach angenommen, dass Europa der Ort ist, an dem die Moderne begann. Aber dies geschah gewiss nicht ohne Voraussetzungen; es gab immer etwas Vorheriges, auf dem aufgebaut wurde. Wenn es gelingt zu vereinbaren, auf welche Fragen die Forscher, vor allem die Sozialwissenschaftler, sich konzentrieren sollten, hätten wir schon gute Fortschritte gemacht. Und es muss eben in jedem einzelnen Land Afrikas bestimmt werden, welche dieser neuen Fragen von allgemeinem Interesse dort von unten, *bottom-up*, behandelt werden sollen.

Ich kann in Südafrika heute alles, was ich möchte, ausdrücken, ich kann es aber bestimmt nicht in Kamerun. Afrika kann man, wie gesagt, nicht als eine homogene Identität behandeln. Die afrikanische Renaissance hat sicher nicht nur mit der Vergangenheit zu tun, im Gegenteil, sie hat mit der zukünftigen Entwicklung zu tun. Häuptlinge und Königreiche zählen für mich – auch wenn England heute ein Königreich ist – allerdings eher zu den Relikten der Vergangenheit. Vielleicht gehören sie zu den Entwicklungsschritten, die wir nicht umgehen können, wenn wir eine Kontinuität wiedergewinnen wollen. Das Königtum in England verkörpert interessanterweise für die Briten eine solche Kontinuität, für mich persönlich allerdings nicht.

*Roland Czada:* Es wurde darauf hingewiesen, dass die afrikanischen Länder unterschiedlich reich an Naturschätzen sind und dass die Entwicklung in den Ländern die größten Fortschritte macht, die nicht über solche Reichtümer verfügen, aber an weltoffener Stelle, am Meer, liegen. Der natürliche Reichtum führt vielfach zu Konflikten, zu Streitigkeiten bis hin zu Gewalt und Bürgerkrieg. In Südafrika, das sich auch *Regenbogennation* nennt, ist sehr vieles anders als in den meisten anderen Ländern des Kontinents. In Südafrika hat man es bis heute geschafft – und es wird sich zeigen, ob das in Zukunft gelingt –, die Vielfalt der Bevölkerung und wirtschaftlichen Interessen politisch auszutarieren, sodass es keinen Bürgerkrieg gibt. Wie könnte solche *governance* z.B. im Kongo, ein unermesslich reiches, unermesslich von Gewalt geplagtes Land, für Frieden sorgen? Das Land hat es viel schwerer als Südafrika. Es gibt im Kongo keine politischen Kräfte, die den südafrikanischen Weg gehen. Wie können Länder mit einer großen Vielfalt an Sprachen, Ethnien und auch interregionalen Unterschieden friedvoll umgehen? Kann man den reichen Regionen und den armen einen Länderfinanzausgleich nach deutschem Modell empfehlen? Wie kann man in solchen Staaten Verhältnisse schaffen, die dann auch für die Wirtschaftsentwicklung positiv werden?

*Klaus Töpfer:* Die Unterschiede der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Afrika sind groß. Schon im Norden ist das Bild uneinheitlich.

In Marokko gibt es praktisch keine natürlichen Ressourcen, wohl aber im Bereich von Mauretanien und im umstrittenen Saharai-Gebiet in der Westsahara. Algerien ist reich an Erdgas und Erdöl, in Tunesien gibt es all das nicht. Dann kommt das an Bodenschätzen reiche Libyen, dann Ägypten, ein mehr oder weniger ressourcenarmes Land. Diese Staaten sind allesamt durch die Nähe zu Europa und die damit verbundenen Interessenlagen geprägt, sie haben sich ganz anders entwickelt als Subsahara-Afrika und auch als Südafrika. Darin können wir durchaus Ansatzpunkte für Differenzierungen erkennen.

Die ›afrikanische Renaissance‹ ist nach meinem Verständnis ein Stück des Wiedergewinnens von Selbstbewusstsein, von Identität. Auch bei uns haben wir durchaus eine Renaissance des Regionalen. Da ist ein nachvollziehbarer Gedanke erkennbar: Wer überall auf die Zeichen der Globalisierung stößt, wird irgendwann eine wachsende Sehnsucht nach Identität verspüren. Globalisierung ist nicht erträglich, wenn man sie nicht in die eigenen Lebensverhältnisse einbinden kann. Deswegen sehe ich darin mehr als eine Modeerscheinung. Das mag romantisch erscheinen, ist aber für die Stabilität von Gesellschaften hoch bedeutsam, ohne dass sich dies am Bruttosozialprodukt ablesen ließe.

Zu Recht ist die Bedeutung einer eigenen Sprache betont worden. Nun bringt aber die Globalisierung so etwas wie eine ›Obersprache‹ hervor, so wie in der Antike und im Mittelalter das Lateinische als ›Küchenlatein‹ in aller Munde war. Heute sprechen wir eine Art ›Küchenenglisch‹, und wir gebrauchen es in vielen internationalen Institutionen. Darum ist meine Empfehlung, jungen Menschen, wo immer möglich, nahezulegen, auch Fremdsprachen zu lernen, denn das ist eine wertvolle Investition. Wichtig ist, dass die Kinder mehr Sprachen lernen – ohne dass sie die Identität ihrer eigenen Sprache verlieren.

Zur Frage, ob Entwicklung *bottom-up* oder anders geschehen soll, möchte ich noch einen Hinweis geben: Viele Länder Afrikas haben erfahren müssen, dass sie wenig gewinnen können, solange sie als Einzelne einer Welt begegnen, die immer mehr in Gruppen agiert und sich in Oligopolen organisiert, heißen sie EU, NAFTA-Region oder ASEAN-Pakt. Das hat man in Afrika verstanden, und man versucht, ebenfalls eine höhere, supranationale Organisationsform zu etablieren: die Afrikanische Union mit Sitz in der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba. Ich fürchte, dieser Weg wird schwierig bleiben, weil er von oben verordnet wurde und von unten kaum Unterstützung findet. Meine Empfehlung wäre, mehr *föderale* Elemente in die staatlichen Strukturen einzufügen. Sicherlich sind föderale Systeme in einer stammesmäßig stark gebundenen Gesamtheit schwer einzuführen. Da entsteht schnell die Besorgnis gegenüber einem Separatismus, die im modernen Europa auch wieder aufkommt, wenn man an die Bestrebungen

denkt, ein unabhängiges Schottland, Katalanien oder einen selbständige Normandie zu errichten. Dafür gibt es zumindest Ansätze auch in Afrika, z.B. in der Elfenbeinküste oder in Nigeria.

*Roland Czada:* Nun ist eine wiedergewonnene Identität noch kein Mittel dafür, Verteilungskonflikte zu lösen. Identität und Selbstbewusstsein können auch Konflikte schüren, wie ethnonationalistische Bewegungen in Europa zeigen. Rassen- und Stammeskonflikte können eine Folge davon sein, und auch eine Umverteilung im Sinne eines Finanzausgleichs wird eher erschwert, weil es keine übergreifende Identität gibt, sondern bloß eine kleinteilige, spannungsgeladene.

Überlagern nicht derlei Konflikte nur die unüberbrückbaren Gegensätze von Arm und Reich? Sind diese Konflikte nicht in Wahrheit Konflikte zwischen denen, die den Reichtum des Landes für sich abschöpfen, und denen, die in einem reichen Land leben, aber keinen Anteil daran haben? Haben wir es nicht, wenn wir von Identitätskonflikten, Stammeskonflikten etc. sprechen, im Kern mit sozialen Verteilungskonflikten zu tun? Die Ungleichheit in den Ländern Afrikas ist doch noch viel größer als in den Staaten Europas und selbst in den USA.

*Neville Alexander:* Man kann die sozialpsychologische Frage der Identität nicht von der ökonomischen Frage der Verteilung des Reichtums isolieren. Hier gibt es sicherlich Zusammenhänge. Wenn es einen Bezugsrahmen gibt, wenn es gelingt, die Menschen ›ethnisch‹ anzusprechen, können sie endlich mobilisiert werden. Wenn aber ein Politiker wie *Buthlezi*, der Vorsitzende der Zulu-Partei *Inkatha Freedom Party* (IFP), in Südafrika einen Zulu-Ethnizismus mobilisiert oder mobilisieren möchte, so wird ihm das nichts nützen, denn über die Hälfte der zulusprachigen Bevölkerung Südafrikas bekennt sich zum ANC. Allerdings fehlt es heute an politischer Führungskraft, es fehlt an moralischer Kraft, die man braucht, um aus dem Teufelskreis auszubrechen. Ein *Mandela* hatte in seiner Zeit diese Kraft. Heute gibt es weder in Südafrika noch in anderen afrikanischen Ländern vergleichbare Kräfte, aber das ist nicht nur ein afrikanisches, sondern ein weltweites Problem. Die Ideologie der Globalisierung ist als alternativlos fest verankert in der heute herrschenden Konsum-Manie, sodass wir tatsächlich von unten anfangen müssen, um die Welt neu zu gestalten. Das klingt sehr utopisch, aber ohne Utopie gibt es keinen Fortschritt.

*Roland Czada:* Ich frage mich: Was sagen Afrikaner, wenn sich die Bevölkerung – wie wir es in der Zeitung lesen können – in zehn Jahren verdreifacht haben wird, wenn sie sehen, dass sich durch Klimawandel und Dürre



die Nahrungsmittelversorgung verschlechtern wird, wenn sie sehen, dass die Europäische Union Schutzzölle gegen Nahrungsmittelimporte aus Afrika erhebt, dass die Landwirtschaft zum Teil kaputtgemacht wird durch den Export zu günstiger Nahrungsmittel zum Teil aus Europa ...

Was sagen diese Menschen zu dem Appell: Wir brauchen eine moralische Erneuerung?

*Klaus Töpfer:* Wir sollten nicht zu einem afrikanischen Problem erklären, was eigentlich ein globales Thema ist, weder hinsichtlich seiner Ursachen noch seiner Auswirkungen. Man begegnet auch in Indien einem unerwartet großen Reichtum einiger großer Familien und einer unsägliche Armut in den Slums der Städte und auf dem Lande. Hier sind offenbar die Auswirkungen eines Entwicklungsgesetzes unseres wirtschaftlichen Systems erkennbar, die sich auch in Deutschland am Beginn der Industrialisierung zeigten. Reich wurden einige große Familien, deren Namen bis zum heutigen Tag noch gut bekannt sind. Sie hatten Erfolg auf Dauer, weil sie ihre Gewinne nicht konsumierten, sondern wieder investierten. Das gibt es unter anderen Rahmenbedingungen auch in China.

Ähnliches gilt für den Konsum: Gegenwärtig steht knapp eine Milliarde Menschen – vornehmlich in China, aber auch anderswo – an der Schwelle zu Einkommen und Konsumgewohnheiten der europäischen Mittelklasse. Das wird weitreichende Konsequenzen für die Ressourcennachfrage bis hin zu den Essgewohnheiten haben. Heute ist auch bei uns fast eine Pflicht zum Konsum zu verspüren. In meiner Jugendzeit gab es dagegen eine moralische Verpflichtung zum Sparen. Das ist vorbei, und die Veränderung ist dramatisch – nicht nur in Afrika, sondern auch und gerade bei uns. Ich bin skeptisch, ob unser Modell von Entwicklung tatsächlich als globale Zielvorstellung dienen sollte.

*Neville Alexander:* Wir sollten nicht davon ausgehen, dass die Menschen in Afrika unbedingt wie jene in Europa oder in Nordamerika leben wollen. Solche Ansprüche wären auch unerfüllbar. Darum meine ich, dass in unserem Denken das *Suffizienzprinzip* mehr Geltung bekommen sollte, das überhaupt nicht im Gegensatz zum *Effizienzprinzip* steht, obwohl viele es so sehen. Wie können wir zu der Einsicht kommen, dass wir nicht *mehr* brauchen, sondern *genug*? Und wie definieren wir ›genug‹ in bestimmten Situationen? Hier müssen wir Klarheit gewinnen.

*Roland Czada:* Sparen, investieren, Suffizienz – das verlangt ja einiges an Bescheidenheit?! Die Frage ist nur, ob die Menschen dazu bereit sind. Ein bisschen pessimistisch stimmen mich die Studierenden, die nach Osnabrück kommen, um nach ihrem Examen, wenn sie hier eine gute Stelle

finden, gleich hier zu bleiben. Sie wollen dann lieber schon das gute Leben hier genießen ...

*Klaus Töpfer:* Man sollte die jungen Menschen, die zum Studium hierherkommen, nicht mit der Unterstellung diskreditieren, sie wollten nur das gute Leben hier. Sie entwickeln ihre Kenntnisse hier weiter und bekommen damit die Möglichkeit, auf vielfältige Weise in ihren Heimatländern mitzuhelfen. Erst dadurch finden sie dann auch den richtigen Absprung, um wieder zurückzugehen.

*Publikum:* Herr Töpfer, Sie betonen die Energiearmut als ein prägendes Merkmal vieler afrikanischer Länder. Nun möchten sich, überwiegend in Deutschland, einige Industrieunternehmen zusammenschließen, um der Energiearmut in Afrika und zugleich auch unseren Energieproblemen abzuweichen: Ich meine die DESERTEC-Initiative und die damit verbundene Idee einer Energiepartnerschaft. Wie ist diese zu beurteilen vor dem Hintergrund, dass doch eigentlich ›bottom-up‹ gefordert ist und DESERTEC sehr stark nach einer top-down-Initiative aussieht? Ist es wirklich eine Initiative, die die Probleme der afrikanischen Gesellschaften, vor allem der Armut dort, lösen kann?

*Publikum:* Afrika ist ja nicht nur kolonisiert, sondern auch *missioniert* worden. Mich interessiert, welche Rolle, welche Chancen, welche Aufgaben sich für Nichtregierungsorganisationen aus Deutschland, aber auch für die deutschen Kirchen, für die Zukunft in Afrika herausbilden. Mich interessiert auch, wo sich Regierungsentwicklungshilfe und wirtschaftliche Zusammenarbeit ergänzen können mit den Dingen, die die verschiedensten NGOs mit ihren ganz unterschiedlichen weltanschaulichen Positionierungen zusammenbringen können.

*Publikum:* Mehr als die Hälfte der afrikanischen Bevölkerung lebt von der Landwirtschaft – unter sehr ungleichen Verhältnissen. Bisher lag ein gravierendes Problem potenzieller afrikanischer Exporteure darin, dass wir in Europa unsere Agrarmärkte nicht öffnen. Jetzt kommt eine neue Entwicklung hinzu, die sogenannte *contract agriculture*, bei der riesige westliche Unternehmen Millionen von Hektar von Farmland aufkaufen und die Farmer über Monokulturen von Exporterzeugnissen in Abhängigkeit bringen. Diese gefährliche Entwicklung hat auch in Lateinamerika, in Thailand und in anderen Ländern begonnen. Was kann man tun, um einer solchen Entwicklung eines quasi-Neokolonialismus Einhalt zu gebieten?

*Klaus Töpfer:* Auf die Frage nach der DESERTEC-Initiative antworte ich, dass alles sinnvoll ist, was die in Afrika vorhandenen Energien ausnutzt, insbesondere die Sonne. In Deutschland zählen wir etwa 900, in Afrika 3.000 bis 3.500 Sonnenstunden pro Jahr. Wer in DESERTEC nur ein Projekt im europäischen Interesse sieht, sollte es lieber gleich vergessen. Man muss es zu einem Projekt für Afrika machen, das sowohl Anlagen zur Photovoltaik wie zur Solarthermie realisieren kann. Beide Techniken sind nach wie vor relativ teurer. Die Photovoltaik ist bei uns heute durch eine Einspeisevergütung nach dem Energie-Einspeise-Gesetz (EEG) wirtschaftlich. In Afrika ist diese Form der Förderung nicht ohne Weiteres möglich. Offen ist daher die Frage der Finanzierung solcher Anlagen. Man kann dort Strom erzeugen und die Investitionen refinanzieren, indem ein Teil des Stroms exportiert wird. Das hieße, den Strom über weite Strecken, von Nordafrika über das Mittelmeer nach Europa, zu transportieren, was technisch machbar ist, aber unwirtschaftlich. Photovoltaik- oder Solarthermie-Anlagen müssen aber keineswegs immer großtechnologische Anlagen sein. In Thailand gibt es *concentrated solar power*-Kraftwerke mit 5 Megawatt, dezentral, von einer Energiegenossenschaft errichtet und betrieben.

Es wäre ausgesprochen hilfreich, wenn man den aktuellen Umbruch in Nordafrika in eine Entwicklungspartnerschaft über das Mittelmeer hinweg einbinden würde. An der südlichen Mittelmeerküste erleben wir revolutionäre Umbrüche mit Hoffnung auf Demokratie. Wir müssen dazu beitragen, dass die Menschen dort merken: Dieser Umbruch verschafft ihnen neue Perspektiven. Wenn sich hierbei große europäische Unternehmen engagieren, so ist dies nicht von vornherein schlecht, denn Unternehmen dieser Größe gibt es in Afrika derzeit nicht.

In Marokko trifft man eine andere Struktur an. Marokko ist das *Windland* Afrikas. Die Windenergie in Marokko entwickelt sich hervorragend und auch bei der Sonnenenergie entsteht dort eine andere Struktur, denn man wird sehr viel mehr Photovoltaik realisieren.

Was über die Landwirtschaft gesagt wurde, macht mich sehr besorgt. Ich bin als Vizepräsident der Deutschen Welthungerhilfe auch damit befasst. Die beschriebenen Vorgänge haben z.B. zu den Staatsunruhen in Madagaskar geführt. Die Akteure sind auch und vor allem Investmentfonds, die große Mengen Kapital verwalten, das nach Anlagemöglichkeiten sucht. Privatanleger halten Anteile an diesen Fonds, aber auch ganz andere Investoren, wie z.B. einzelne Erdöl exportierende Staaten. Auch hier muss die Gegenbewegung *bottom-up* erfolgen. Dazu muss man auch die riesigen Nahrungsmittelverluste in den entwicklungsbezogenen Ländern, die sogenannten *post-harvest*-Probleme, verringern helfen, auch in Afrika. Man bekommt dort häufig die Ernte nicht auf den Markt. Die nötige Infrastruktur fehlt, die Kühlkette ist nicht da. Bis zu 40% der Ernte geht in Teilen

Afrikas verloren, weil diese Menge gar nicht erst auf den Markt gelangt. Und mehr als einmal hat eine gute Maisernte in den USA dazu geführt, dass eine gute Maisernte in Kenia zum Desaster für die dortigen Landwirte wurde. Und schließlich ist es ein Skandal, dass in der entwickelten, westlichen Welt pro Jahr etwa 20 Mio. Tonnen Lebensmittel im Abfall enden, davon 14% noch in den Original-Verkaufsverpackungen. Wir müssen dringlich und notwendig das Problem angehen, wie der Spekulation mit Lebensmitteln generell und mit Böden im Besonderen zu begegnen ist.

*Neville Alexander:* Lokale Kirchen und wohltätige NGOs spielen in Afrika auch weiterhin noch eine große Rolle, wenn es um die Milderung von persönlichen Notlagen und Misere geht. Wenn aber tatsächlich eine Transformation stattfinden soll, dann müssen wir neue Wege und neue Mechanismen finden, neue Fragen stellen und neue Partner finden. Vor allen Dingen müssen die Regierungen überzeugt werden, mit den nationalen und internationalen NGOs zusammenzuarbeiten, anstatt immer wieder die Hilfsgelder an sich zu ziehen und zu missbrauchen. Jetzt, zu Anfang des 21. Jahrhunderts, haben wir die Gelegenheit, ja fast die Pflicht, neue Fragen zu stellen. Wir können nicht immer wieder das Gleiche tun und hoffen, dass etwas anderes passieren wird.

*Publikum:* Die regionalen Sprachen, so heißt es, müssten gefördert werden, um auf diesem Weg ›Identität‹ zu schaffen. Wie kann das in Ländern mit zum Teil 30 verschiedenen Dialekten oder Sprachen realisiert werden?

*Neville Alexander:* Die Antwort ist zugleich einfach und schwierig. Im Grunde geht es darum, in einem Land wie Kamerun zum Beispiel, wo 268 Sprachen gesprochen werden, die besten Kombinationen anzuwenden, um die Kinder zu alphabetisieren. Man muss in der ersten Klasse mit der Sprache anfangen, die das Kind zu Hause lernt. Aber in den meisten Fällen sind die Kinder zweisprachig, oft sogar drei- oder viersprachig. Auch unter diesen Voraussetzungen können wir die beste Kombination finden, um alle Kinder in dem Bezirk oder in der Provinz tatsächlich bis zur Sekundarstufe in ihren eigenen Sprachen zu unterrichten. Auf der tertiären, der universitären Ebene ist das zur Zeit in den meisten afrikanischen Ländern noch sehr schwierig – aber auch auf dieser Ebene müssen wir versuchen, afrikanische Sprachen zu benutzen, wo das möglich ist. In Südafrika beginnen wir, einheimische Sprachen an den Universitäten als Unterrichtssprachen zu nutzen, nicht nur in der Literatur dieser Sprachen, sondern auch in den anderen Fachgebieten wie dem Ingenieurwesen, der Medizin etc. Jedenfalls müssen wir diese Frage mit Vernunft und mit unserem Wissen von der Geschichte des Landes angehen.

*Roland Czada:* In Deutschland gibt es demgegenüber die Forderung, man solle an den Universitäten mehr auf Englisch unterrichten ...

*Klaus Töpfer:* In der EU machen die Übersetzungskosten den zweitgrößten Budgetposten aus. Wir geben uns alle Mühe, dass die nationalen Sprachen weiter gesprochen werden, und ich halte das für sehr sinnvoll. Den größten Unterschied gibt es hier zwischen Indien und China: In China gibt es praktisch nur eine Sprache, das Hochchinesisch, auch *Mandarin* genannt. Im indischen Parlament wird in acht Sprachen übersetzt, genau wie bei uns im Europäischen Parlament. Man sieht: Auf die Frage, wie man mit Unterschieden umgeht, gibt es nicht immer eine einfache Antwort.

- 
- 1 Paulin G. Djité: *The Sociolinguistics of Development in Africa*. Clevedon / UK 2008, S. 16 (Zitierter Text ins Deutsche übersetzt von N. Alexander).
  - 2 Für die Einzelheiten dieser Behauptung siehe z.B. Hein Marais: *South Africa Pushed to the Limit. The Political Economy of Change*. London 2011.
  - 3 Die wirtschaftliche Misere des afrikanischen Kontinents wird mit statistischer Brutalität geschildert von Djité (Anm. 1), S. 118-129.
  - 4 Ali Mazrui und Alamin Mazrui: *The Power of Babel. Language and Governance in the African Experience*. Chicago 1998.